

Altlandkreis Lindau
Wasserburg-**Hatt**nau
Antonius- oder Pestkapelle

Wasserburg-**Hege**

Pestfriedhof mit Heilig-Kreuz-Kapelle, 1583 erbaut, mit Figuren Sebastian und Rochus, 17. Jh., jetzt in der Wasserburger Kirche.

Foto der Gedenktafel

Hergensweiler

Kirche mit Sebastian im Chor, am Martinsaltar Sebastianbild im Auszug

Pestfriedhof mit Antoniuskapelle, 1682 an Stelle der ehem. Pestkapelle neu errichtet, im durchbrochenen Dreiecksgiebel des Altares ein Sebastianrelief

Daß es sich um einen Pestfriedhof handelt, steht außer Zweifel, wenngleich keine Aufzeichnungen aus dem unmittelbaren Bereich von Hergensweiler vorliegen. Auch der unermüdlich forschende Ortsheimatpfleger Georg Rehm ist bei seinen Archivarbeiten nicht fündig geworden. Er geht davon aus, daß der Friedhof entweder 1634 oder 1635 angelegt worden ist. In diesen Jahren des grausamen 30jährigen Kriegs hatten Soldaten die tödliche Seuche auch ins Westallgäu eingeschleppt. Anno 1784 sollten die Toten in Hergensweiler nicht mehr auf dem Friedhof bei der Pfarrkirche, sondern auf dem Pestfriedhof bei der Antoniuskapelle beigesetzt werden. Mit einem geharnischten Schreiben setzte sich der damalige Hauptmann Jakob Lingg in gedrechseltem Amtsdeutsch dagegen zur Wehr. Der Protest gipfelte in der Feststellung, daß „die allerhöchste Willensmeinung seiner kaiserlichen Majestät nicht überschritten werde, wenn uns der Gottesacker bei der Pfarrkirche, welcher um vieles größer ist, als der bei der Antoniuskapelle, beigelassen wird.

Foto Altarbild

verschiedene Fotos Kapelle von außen

Hergensweiler, in: Westallgäuer Heimatblätter 4, S. 102, 109, 115, 124, 134; 6, S. 270; 7, S. 95

Rehm, Georg:

Die Breverl im Heimat-Museum Hergensweiler, in: Westallgäuer Heimatblätter 15, 1980/81, S. 47

Sigmarszell-**Immen**

Sebastiankapelle, anlässlich einer Kuhseuche Anfang des 19. Jh. erbaut und 1950 an die jetzige Stelle versetzt, von einer Sebastianfigur ist nichts mehr bekannt, jetzt befindet sich ein großes Holzkruzifix in der Kapelle.

Christus vom Hof in die Kirche. Die kleine Kapelle ist nicht herausgeputzt, sondern besteht in ihrer Einfachheit. Früher stand sie ca. hundert Meter weiter unten bei den anderen Häusern, erzählt Herbert Strodel, auf dessen Grund die Kapelle steht. „Man vermutet daß sie als Pestkapelle oder aufgrund einer Viehseuche erbaut wurde“, erzählt er. Um 1870 herum wurde der Standort dann gewechselt. Der große Christus im Innern sei einst am Hof angebracht gewesen. Pfarrer Mößlang von Weißensberg kam Anfang der 70er Jahre erinnert sich der Bauer, und meinte: „Tu den Christus doch in die Kapelle, da paßt er besser rein.“ Seither ziert er das Innere. Die einstigen Figuren, die aus der ehemaligen Kirche zu Hergensweiler stammten, befinden sich aus Sicherheitsgründen nicht mehr in der Kapelle, so Strodel.

Foto Kapelle von außen

Lindau

1349 Judenverfolgung. Ob solche Geißlerumzüge auch in Lindau vorgekommen sind, ist nicht bekannt. Die Pest scheint zunächst auf dem Lindauer Hinterland aufgetreten zu sein. In Laimnau war 1353 etwa ein Drittel der Gehöfte verödet.

Pestjahre: 1348 (fraglich), 1439, 1470, 1482, 1502, 1510, 1518, 1524, 1541/42, 1550, 1564, 1585, 1609-12 (ca. 200 Tote), 1628 (300 Tote), 1629, 1635, 1670

Pfarrer, die an der Pest starben:

Mathias Hager am 24. Sept. 1629

Michael Haug (Prediger) am 17. Sept. 1524

Johann Wilhelm Hursich a, 21. Aug. 1629

Johann von Winterthur war seit 1340 als Priestermonch in Lindau tätig. 1348 oder 13459 scheint er an der Pest, über deren Anfänge er in seiner Chronik noch ausführlich berichtet, gestorben zu sein.

Lange Zeit blieb in Lindau die Pflege der Pestkranken den armen Beghinen im Closmen (Schrankenplatz) überlassen. Dazu errichtete der Dekan und Chorberr Heinrich Locher eine Brotstiftung für die Armen. Daran war freilich die Verpflichtung geknüpft, gegen eine kleine Entlohnung die Pestkranken zu pflegen. Zwischen

1519 und 1524, fielen der damals besonders stark auftretenden Seuche auch der Lesemeister der Barfüßer und erster Verkünder der Reformation in Lindau, Michael Hugo, und der erste evangelische Pfarrer der Stephanskirche Rötlin zum Opfer. Aus Furcht vor der Ansteckung verließen die Lindauer nur noch in dringenden Fällen ihr Haus. Zu den von der Äbtissin veranstalteten Bittgängen erschienen den auch nur wenige Menschen. In diesem Jahrhundert kehrte die Pest noch 5mal in die Stadt zurück und holte sich ihre Opfer. Aber im folgenden Jahrhundert hauste der schwarze Tod noch ärger. Nun waren es die Hunde, auf die der Verdacht fiel, die Seuche zu verbreiten. Der Rat der Stadt ließ daher an die 200 Lindauer Hunde totschlagen. Aber das große Sterben ging weiter. Im Jahre 1612 zählte der vielbeschäftigte Lindauer Totengräber über 200 Pestleichen. In allen Gassen war die Pest zu Hause. Von den 400 Häusern auf der Insel standen 1629 dreißig leer. Die Stadt wurde zeitweise von den auswärtigen Kaufleuten völlig gemieden. Die Preise der Lebensmittel wurden für viele unerschwinglich. In ihrer Not suchten manche Lindauer die verödeten Pestwohnungen nach Nahrungsmitteln ab. Wer es sich leisten konnte, floh aus der Stadt. Der Rat kam kaum mehr zu seinen Sitzungen zusammen. Infolge der ständigen Einquartierungen fremder Soldaten war sowieso keine Kontrolle mehr möglich. Die Pest raffte ohne Unterschied unbekannte Soldaten wie vornehme Lindauer dahin. Der unermüdliche Stadtsyndikus Dr. Daniel Heider verlor seine Frau und mehrere seiner Kinder. Unerschrockener als die evangelischen Geistlichen schienen jetzt die Jesuiten und die Kapuziner die Pestkranken besucht zu haben. Daher kam es, daß manche von der Pest befallenen Protestanten in ihrer Not deren geistlichen Beistand suchten. Zu Beginn des 17. Jahrhunderts begann der Rat die nichtakademischen Wundärzte als Pestärzte fest anzustellen. Sie mußten sich während ihrer Tätigkeit, abseits ihrer Familie, im Closmen aufhalten. Es war im Jahr 1670, als die Pest ihre letzten Opfer in Lindau holte. 1524 war in Lindau eine große Pest und es starben viele Häuser aus, so daß in der Stadtmetzg Gras wuchs. Auch im Jahre 1541 starben in Lindau an der Pest 500 Personen. 1550 grassierte hier abermals eine schreckliche Pest, ebenso 1564 bis 1568. 1611 erschien der schreckliche Gast wieder. Um 1635 wurde die Stadt wieder von der Pest heimgesucht. Die Einwohnerzahl wurde auch in Lindau sehr vermindert. In 115 Jahren war dies der Einfall der gefürchteten Pest: 1520, 1524, 1541, 1550, 1564, 1611, 1635. 1585 „starb es“ wieder.

Als Quarantänestation für Gesunde, deren Wohnungen durch Pestkranke infiziert waren, ließ die Stadt am Fuß des Aeschacher Berges das „Rainhaus“ errichten, nahe der Leprosensiedlung auf dem Felde. Es wurde auch Totenhaus genannt und unterstand einem Vorsteher, der vom Lindauer Heilig – Geist – Spital besoldet wurde. Für Speisen, Heizmaterial und Kerzenlicht, welches das Spital lieferte, mußten die Aufgenommenen einen bescheidenen Beitrag bezahlen. „Hier Innen vemörket vnd auff geschrieben was, wieviel vnd wem man hinauß ins Todtenhauß bey disen eingefallnen Sterbßleuffen an Pött gewannndt vnd was zur Ligerung zu disen leuffen on empär snder notwenndiglich erfordernnde. Wie aus allerlay virtualien als Brot, mael, vnschlit, liecht, Wein vnd anderm ect. aus dem Spital gegeben, geraicht vnd gehollet wirt“. „Wann zu Sterbs zeiten als leuffen Burger Dinstmegd, so mit dieser Krankheit angegriffen, hinaus ins Todthaus gethon, soll dem Spital 1 Gulden zugestellt werden.“ Dafür erhalten die Personen 1 Woche Speisen. Stirbt der Diensthote innerhalb dieser Woche, bleibt der Gulden dem Spital, überlebt er, muß er „bleiben bis er rein ist“ (Quarantäne), worüber das Spital eine Rechnung stellt.

Ein Ehegraben, auch Wustgraben genannt, ist nichts anders als ein sehr prosaischer, einst durch Gesetz vorgeschriebener Ablauf- und Abfallgraben zwischen den beieinander stehenden Häuserreihen, der zur Aufnahme von Unrat diente und in den die Aborte einmündeten. Von diesen nicht unbedingt appetitlichen Einrichtungen, die aber eine wichtige Aufgabe zu erfüllen hatten, gab es – und gibt es – in Lindau eine ganze Menge. Noch heute findet man bei einem Bummel durch die Insel hier und da eine einfache, hölzerne Tür, von der sich der Uneingeweihte kaum vorzustellen vermag, wofür sie wohl diene und wohin sie führe. Oft handelt es sich dabei um einen Zugang zu einem der noch erhaltenen Ehegräben. Wir finden sie etwa am Alten Schulplatz (neben Radio Fuhrmann) und in der Ludwigstraße. Die Gräben selbst werden manchmal von Schwibbögen überspannt und sind auch sonst recht winklig angelegt. Fast muß man sich durch sie hindurchzwängen. In diesen schmalsten, oft nur mannsbreiten Gassen oberirdischen Kanälen vergleichbar – lagerte aller Mist und Unrat, den Mensch und Tier produzierten. Hier hinein entleerte sich die Latrinen, hierhin flossen alle Küchen- und Dachabwässer. Hier waren immer Tummelplatz von Ratten, Hunden und Fliegen und die Brutstätte für alle Seuchen, die man auch Pest nannte. Besonders aber verehrte man den hl. Christophorus, der als Beschützer gegen den plötzlichen und unvorbereiteten Tod galt. Überlebensgroß ist seine Rötzelzeichnung in der Lindauer St. Peterskirche, im Bethaus der Closmenschwestern. Ähnlich wie bei den Badern wurde der jüngste Prediger zum gefährlichen Amt des „Pestilenzarius“ bestimmt. Er hatte die Pflicht, die Kranken zu besuchen, sie zu trösten und den Sterbenden beizustehen. Die Stadtgeschichte nennt mehrere in ihrem gefährlichen Amt Verstorbenen: Michael Hugo, Lesmeister der Barfüßer, der die neue protestantische Lehre nach Lindau gebracht hat (1524); Vikar Sigmund Rötlin von St. Stephan, der gerühmt wird, treulich die Kranken besucht zu haben (1525); Pfarrer Matthias Hager (1629) und Pfarrer Matthäus Reiser (1635).

Kapuziner, die ihr Klösterchen an der Achbrücke hatten, dienten als Pestgeistliche, ohne Ansehen der Religion, „als ob sie den leidenden Heiland selbst bedienten“. Ihr Subprior Andreas und der Laienbruder Hortulan starben an der Pest. Es läßt sich denken, daß es zu Zeiten schwer war, unter den Wundärzten der Stadt einen zu finden, der sich diesem gefährlichen Amt des Brechenarztes unteziehen mochte. 1607 wurde Georg Wagner angestellt. Er erhielt in der Zeit, wo keine Pest herrschte, 40 fl. Wartgeld. „Zur Zeit der leidigen Infektion soll er seine Wohnung in der Closmen zu St. Peter haben – zu Zeiten gab es noch einen zweiten im Siechenhaus

zu Aeschbach – und sich sonderlich in solchen leidigen Zeiten eines christlichen, nüchternen, mäßigen und bescheidenen Wesens und Lebens befließigen, damit er jedesmal auf Erfordern seine Sache wohl verrichten könnte und durch übriges Weintrinken niemand versäumt oder verwahrlost werde, wie er auch, wenn er in der Closmen wohnt, sich eingezogen halten und den Gesunden abwegs gehen und ohnbeschwerlich sein solle.“ Im Jahr 1613 wurde Jakob Baumann Brechenarzt; 1628, als die Pest mit Macht ausbrach, war Baumann eben gestorben. Nun war es natürlich doppelt schwer, jemand zu finden. Heinrich Oberreit aus alter Wundarztfamilie war der tapfere Mann, der sich anbot. Man versprach ihm, daß während seiner Isolierung seine Scherstube nicht gesperrt werden solle und gab ihm 100 Reichstaler sogleich auf die Hand, dazu wöchentlich, so lang die Krankheit daure, 4 fl. und Holz und Licht. Später sollte er dann ein bedeutend erhöhtes Wartgeld, 76 fl. von der Stadt und 24 fl. vom Spital erhalten. Früher scheint der Rat manchmal den Brechenärzten wieder aufgesagt zu haben, wenn die Gefahr vorüber war. Darum wurde zugleich ausdrücklich bestimmt, daß diese Bestellung andauern solle. So übernahm er denn sein schweres Amt Ende September und wohnte auf dem Loserturm, möglichst weit von allen Lebenden. Aber nicht lange sollte er seinen Beruf ausüben. Am Samstag den 20. Dezember stürzte er auf dem Heimweg zu seinem Gelaß auf der Mauer zusammen, man hob ihn auf und sah sogleich an ihm die Zeichen der Pest. „Montag, den 22. Dezember abends um 6 Uhren ist Meister Heinrich zeitlichs Todes verschieden. Gott wolle seiner Seele gnädig sein!“ schrieb eine Hand unter die Bestallungsurkunde des Meisters. Länger wirkte sein Genosse Jakob Mock, der denselben Lohn erhielt und im Pflegehaus auf dem Land wohnte. Dorthin wurden aus der Stadt solche Kranke verbracht, die kein genügendes Obdach hatten. Nach dem Tod Oberreits wurde er auch für die Stadt aufgestellt. „Mit nicht geringer Leibs- und Lebensgefahr“, so erzählt er selbst, „gestalten ich an berührter Krankheit das vierte mal darniederlegen, habe ich allen Fleiß angewendet mit äußerstem Vermögen, ohne ungeziemenden Ruhm zu vermelden.“ 1631 finden wir Caspar Baumann, Jakobs Sohn, als Brechenarzt angestellt. Von 1633 – 1642 war im Spital Wundarzt Joh. Müller. Als 1635 die Pest am heftigsten wütete, fragte man ihn dringlich, ob er mit Baumann zusammen den Infizierten helfen wolle. Endlich nahm er an, da man ihm versprach, daß er mit seinem Weib und Kindern lebenslänglich „etwas genießen solle“. „Was ich“, so erzählt er, „dabei für Gefahr, Müh und Arbeit so tags so nachts gehabt, nicht allein endlich in die 7 Wochen selbst pestis gelgen, sondern leider (philosophice und weltlicherweis davon zu reden) mein liebes Weib und Kindlein darin eingebüßt und auf der Welt verloren, was das alles für Schmerzen gemacht, das ist dem lieben Gott bekannt und können solches meine gnädigen Herren selbst ermesen.“ Schon 1576 versprach Dr. Peter Eckolt aus Isny vor seinem Einzug in Lindau: „Wollte mich auch tempore pestis nicht hinwegtun, sondern in Lindau getreulich finden lassen, jedermann getreulich zu raten, auch wo vonnöten, die senatores und majores selber zu visitieren, doch nicht die gemeine Bürger und das Brechenhaus.“ Ein anderer, der 1597 eine Stelle in Lindau erstrebte, erbot sich schon: „will mich auch bei Hohen und Niederen in Zeiten der Pest dapper und getrost gebrauchen lassen.“ Der Pestarzt von Lindau. Auf dem ehemaligen Pestacker in Aeschach stand noch im vorigen Jahrhundert ein halbverfallener Leichenstein. Unter einem fast ganz verwaschenen Doppelnamen war die Jahreszahl 1635 zu lesen und darunter das Bibelwort: „Es ist vollbracht!“ Schon 1628 war der Brechenarzt, wie man den Pestarzt nannte, gestorben. Es war schwer, für die gefährliche Tätigkeit jemand als Ersatz zu finden. Heinrich Oberreit, aus alter Wundarztfamilie stammend, war der tapfere Mann, der sich zu dem schweren Werk erbot. Der alt Loserturm, dessen runde Grundmauer heute noch neben der Lindenschanze in den Ueberresten der Stadtmauer zu erblicken ist, hatte wohl schon allerlei gesehen in seinen festgefügtten Mauern: Kriegsvolk und Waffen und manchen guten Schwerthieb. Aber so etwas hatte er noch nicht erlebt: das stille Walten eines Mannes, der in dem alten Gemäuer, „fern allem Lebenden“, wie der Chronist erzählt, in freigewählter, opferbereiter Verbannung nur der großen Aufgabe lebte, seine Mitmenschen von schwerer Krankheit zu befreien.

Der weitere Zuwachs an Bevölkerung und ein aus dem Jahre 1510 gemeldetes *großes Sterben* füllten den erweiterten Friedhof zwischen den Stadtpfarrkirchen scheinbar wieder so auf, daß da eine nochmalige Erweiterung nicht möglich war — daraufhin seine Verlegung auf das Festland nach Aeschach notwendig wurde.

1516/17 war Johann Fabri an der Stephanskirche. Später als Generalvikar (bzw. Bischof von Wien) hielt er nur noch ab und zu Predigten in Lindau. Als im Pestjahr 1519 auch in Lindau die Seuche ausbrach und ihre Opfer forderte, empfahl Johann Fabri den Gläubigen, durch Abhalten von feierlichen Ämtern, Prozessionen mit brennenden Kerzen und durch eifriges Gebet von Gott die Abwendung dieser Geißel zu erleben. Der Rat verbot die Prozession, nur die Äbtissin im Stift ließ es sich nicht nehmen.

Im Herbst 1524 *starb es wieder heftig* an der Pestilenz. Michael Hugo (Reformator) erlebte es noch, daß die Äbtissin ihre Bittgänge veranstaltete, „aber es waren der Leute nicht mehr viel, die dazu gingen“. Dann schloß ihm selber der Tod den Mund, der zuerst in Lindau das Evangelium [der neuen Lehre] gepredigt hatte. Am 17. September starb er an der Pest nach kurzem aber außerordentlich erfolgreichem Wirken.

1629 starb an der Pest der reformierte Prediger Matthias Hager und 1635 sein Nachfolger Matthäus Raiser. Als in den Jahren 1629/30 die Pest oder eine pestartige Seuche im Lindauer Gebiet ausbrach, raffte diese innerhalb von sechs Monaten beide Meister auf der Papiermühle zu Streiteinfingen dahin. Zuerst Hans Zürn,

der damals weder Weib noch Kinder hatte. Als der Nachbar Philipp Hohl den Tod des Mitmeisters und Schwagers beim Rat meldete, berichtete er: der Züri sei gestorben und eine Magd krank und nicht zu beißen und zu brechen vorhanden als unausgemacht Papier.

Distel, Herbert: Altdorf und Weingarten im Dreißigjährigen Krieg (1618-1648). PH Weingarten 1963, S. 14-20
Kaspar, Siegfried: Kloster Weingarten im Dreißigjährigen Krieg, Diss. Köln 1960, S. 17

Kaum hatten sich die Gemüter von den Schrecken der Pestzeit erholt, verbreitete sich inmitten des Jahres 1629 die Nachricht, daß die Pest erneut, zur gleichen Zeit an verschiedenen Orten ausgebrochen sei. Weingarten, Altdorf und Umgebung wurden diesmal von dieser Gottesgeißel der Pest verschont, umsomehr wurde aber Lindau davon betroffen. Der Chronist des Klosters Weingarten fügte dieser Nachricht hinzu: „...non sine ultione divina!“

Diese göttliche Rache führte der Chronist auf angeblich frevelhafte Reden der Lindauer zurück. Es sollen während den Rekatholisierungsbestrebungen Kaiser Ferdinands II. kaiserliche Kommissare in Lindau gewesen sein, um die Stadt wieder zum katholischen Glauben zurückzuführen. Die evangelischen Bürger der Stadt erklärten aber durchweg, den Untergang durch die Pest dem katholischen Glauben vorzuziehen, „und Gott stimmte ihrem Gelübde zu: denn gleich einem Wunder wütete in dieser Stadt die Pest, so daß die Bürger in ihr beinahe ausgerottet wurden...“

aus dem Matrikel der Stephanspfarre läßt sich vermuten, daß im Pestjahr 1612 200 Personen von der Pest dahingerafft wurden — es folgten 80 Heiraten

1629 2000 Todesopfer — 135 Heiraten

1635 keine Todesopfer verzeichnet, aber 130 Heiraten

Durchschnitt waren 50-60 Heiraten

In den Pestjahren 1633-1636 war ein Jesuitenpater stets für die Pestkranken bestimmt. „Als die entsetzliche Pest in Lindaus Häusern wütete, da besuchten die Jesuiten ohne Rücksicht auf die Ansteckungsgefahr auch die Anhänger der evangelischen Konfession“

Der Advokat Dr. Daniel Heyder verlor 1635 durch die Pest seine Frau, verschiedene seiner Kinder und ein Enkel.

Bleicher Bd. 3 S. 228 1635: „Da in Lindau die Pest herrschte, zog die Gemahlin des Generals von Ossa, der der Landkomptur auf der Mainau ein Quartier angeboten hatte, ins Ritterschaftshaus nach Radolfzell.“

Unser ganzes Vaterland wurde durch die Pest sehr entvölkert. 1524 war in Lindau eine große Pest und es starben viele Häuser aus, so daß in der Stadtmetzg Gras wuchs.

Schon im Jahr 1094 war eine große Sterblichkeit am Bodensee. Als 1510 die Sterblichkeit sehr groß und auf dem Friedhof zu St. Stephan kein Raum mehr vorhanden war für neue Gräber, erweiterte man den Gottesacker zu Aeschach und baute eine Kapelle in denselben.

Auch im Jahr 1541 starben in Lindau an der Pest 500 Personen. 1550 grassierte hier abermals eine schreckliche Pest, ebenso 1564 und 1568.

1611 erschien der schreckliche Gast wieder. Um 1635 wurde die Stadt wieder von der Pest heimgesucht. Die Einwohnerzahl wurde auch in Lindau sehr vermindert. In 115 Jahren war dies der Einfall, der gefürchteten Pest: 1520, 1524, 1541, 1550, 1564, 1611, 1635. (Nach einer Chronik von Oberreitnau, Handschrift des Lehrers X. Finkenzeller.)

Der Pestarzt von Lindau (eine historische Erzählung von Rolf Schenk)

An einem Sommerabend des Jahres 1660 kniete an jenem Kreuze auf dem Aeschacher Pestfriedhof ein junger Mann in stillem Gebet. Und um ein wenig später stand er in diesem Turmgemach. Die alte Muhme, die ihn aufgezogen und zu der er zurückgekehrt war nach langer Kriegsfahrt in welschen Landen, erzählte ihm von der letzten schweren Nacht seiner Eltern, die er nie gekannt. „Ich bin eine hochbetagte Frau und meine Stunden sind gezählt. Und doch – ich konnte nicht sterben. Auf meiner Seele liegt wie eine schwere Last Deiner toten Eltern letzte Stunde. Ich höre heute noch in meinen Ohren die Glocken klingen, wie sie den Vorabend des letzten Adventsontags nach jener furchtbaren Pestzeit im Jahre 1635 einläuteten. Sie klangen hell und froh wie ein Dankgebet an den Schöpfer. Und derselbe Klang schwang in all den Herzen der vielhundert Menschen, die zum Gottesdienste eilten. Und wahrlich, die ganze Stadt durfte wohl jubeln und danken. Die Pest, die seit Monaten so furchtbar gewütet hatte wie noch nie, war erloschen, die Stadt war gerettet. Die Glocken klangen auch hinein zu Deiner Mutter. Bleich und verkämpft lag sie in ihrem Bett. Hin und wieder schüttelte der Schmerz ihre Körper. Sie trug in ihrem Schoß das Glück und den Erben des Meisters Tapfer lächelte sie in all ihren Schmerzen; denn sie dachte daran, daß morgen ihr Gemahl von den dankbaren Bürgern im Ehrenzuge nach Hause gebracht werden sollte, daß sie morgen dem heimkehrenden Gatten das Neugeborene in Dank und Freude in die Arme legen würde. Aber zwischen heute und morgen lag noch die Nacht! Ich war bei Deinem Vater gewesen. Ich hatte ihm zugerufen: „Herr, Euer Weib liegt in schwerer Not. Kommt und helf!“ Langsam hatte er sich zu mir herabgebeugt über die Brustwehr. „Mein Weib, mein Weib!“

Und ich wußte nicht, ob es ein Hoffen, ob es ein Stöhnen war. Dann hatte er sich abgewandt; gekommen ist er aber nicht. Als ich heimkam, lag Deine Mutter noch da, wie ich sie verlassen hatte. In ihren Augen lag ein stummes Fragen. Ihre Gedanken gingen zurück. Am Wege lagen zwei Gräber. Die Pest hatte vor Jahren die Eltern hingerafft. Auf den Tod krank hatte auch sie gelegen, da kam ein junger Arzt und entriß sie dem fast sicheren Sterben. Warum war er darnach geschieden? Der Mann zu ihren Füßen wußte um ihre Gedanken. Er schüttelte den Kopf. „Nein Maria, ich konnte, ich wollte nicht bleiben. Sollte ich Deinen klaren, lieben Augen fragen. Maria..., ich trage Schuld, schwere, schwerste Schuld. Ich bin verdammt, verdammt in Ewigkeit!“ Und tief aufatmend erzählte er, erst stockend, dann hastig in tiefer Erregung: „Einst lebte ein junger Mann. Gott hatte ihm die köstliche Gabe gegeben zu helfen und zu heilen, wo ansonst Menschenhilfe vergebens war. Er aber sah dies Gottesgeschenk als ein schönes Spielzeug an. Wenn es ihm paßte, half und heilte er und freute sich über den Ruhm. Wenn es ihm aber nicht gefiel – und er trug drei Teufel in sich; die heißen: Wein, Weib und Würfel – wenn seine drei Teufel nicht wollten, dann lachte er über alles Leid, dann stieß er die Mütter fort, die ihre todkranken Kinder brachten, dann hetzte er mit Hunden die Weiber vom Hof, die für ihre wunden Männer flehten, dann spottete er über die Frauen in ihrer großen Not und ließ die Kinder im Mutterleibe absterben. Einstmals nun, als er wieder bei Wein und Weib und Würfel saß, kam eine Frau und bat um Hilfe für ihre Lieben. „Um Christi willen, ich bitte Euch!“ sagte sie. Er aber lachte. „In drei Teufelsnamen, schert Euch!“ Und dabei blieb er. Am dritten Tage ließ er sein Pferd satteln und ritt hinaus. Es trieb ihn fort. Er wußte nicht, wohin. Er sah nichts als den starren Blick der grauen Augen, er hörte nichts als die klagende, mahnende Stimme. Er lenkte nicht als die klagende, mahnende Stimme. Er lenkte nicht sein Pferd. Gott aber führte es. Als es Abend wurde, stand es still. Er blickte auf. Vor ihm gähnten auf einem Pestacker leer und kalt zwei Gräber. In jedem lag ein Sarg. Er wunderte sich nicht. Er staunte auch nicht, daß die Frau da war und an einem dritten Grabe schaufelte. Dann riß er sich gewaltsam aus dem lähmenden Bann. Er fragte heiser: „Wer sind die Toten?“ Doch die Frau winkte ab. „Herr! Ich habe keine Zeit. Ihr seht doch. Ich schaufle noch ein Grab. Für das Kind! Und bis zum Abend muß es fertig sein.“ Tränen rollten ihr über die Wangen. Da löste sich die Erstarrung des Mannes. Das Kind, dachte er, das mußt Du retten. Und groß, fragend, ahnen war der Blick Deiner Mutter auf ihn gerichtet. „Das Kind wurde gerettet. Das Kind – warst Du. - - Das Grab wurde wieder zugeschaufelt. Meine Schuld konnte ich nicht begraben.“ Die Alte machte eine kleine Pause. Auf das fast verglimmende Feuer warf sie neue Scheite. Dann hub sie wieder an: „So waren meine Gedanken gegangen, just nicht den geraden Weg, wie ich es eben erzählt habe. Sie sprangen mal hierhin, mal dahin, kreisten aber immer wieder um das eine, um jene süße, schwere Nacht, wie Deine Mutter es nannte. Ich sah ihren Körper beben. Eine namenlose Angst ergriff mich. Nur ein Gedanke schrie in mir: Hilfe, Hilfe für das geliebte Leben, für meine Maria; Hilfe bei ihm, der helfen konnte, der helfen mußte, dem großen Arzte, dem treuen Gatten, Heinrich Oberreit. Ich stürzte hinaus, hetzte durch die Gassen, durchs Tor, zum Turm und die Treppe hinauf. „Herr“, rief ich, „Euer Weib schreit nach Euch!“ Und dann sank ich in die Knie und schluchzte: „Helft, helft!“ Dein Vater sprang auf. Mein Weib schreit nach mir? Nein! Dein Vater war wieder in den Sessel gesunken. Müde und gequält kam es heraus: „Trude, bei Gott, ich kann nicht! Ich kann nicht! Nun schrie auch in wildgellend: „Mörder! Mörder!“ Als ich zurückkam, sah ich deine Mutter sich in Qualen wälzen. Sie war munter und rief mir zornig zu: „Trude, Du warst bei ihm? Ich will nicht, Du sollt ihn nicht stören!“ Dann sank sie erschöpft zurück. „Trude, versteh doch; er kann nicht. Gott will nicht.“ Ich aber sagte mußmutig: „Er will nicht.“ Da sah mich Maria an, traurig, mild. Und ein Glanz stand in ihren Maria an, traurig, mild. Und ein Glanz stand in ihren Augen, eine Frage. „Glaubst Du nicht, er stände an meinem Bett in diesen schweren Stunden, mir die Qual zu erleichtern, wenn er könnte?“ Mein Trotz bäumte sich auf: „Er will nicht.“ Nach einer Weile fing deine Mutter wieder an. „Trude, das Leben bringt uns viel Großes und viel Schweres und viel Schönes. Und doch, alles verblaßt im Angesicht des Todes. Alles Leben ist nur eine Vorbereitung, eine Vorahnung für das Erleben des Todes. In dem fahlen Licht sah ich die schmerzverzerrten Gesichtszüge deiner Mutter, sah den jungen Leib sich rütteln und schütteln wie vordem. Und abgerissen, in qualvollem Aufschrei rief Maria mir zu: „Nun lauf, Trude! Das Kind soll er retten!“ Ich stand zum dritten Male. Er trat zu mir. „Ja Trude, das Kind soll gerettet werden“, sprach er leise. Ich legte es in die Wiege nieder, nahm das Haupt deiner Mutter in meinen Arm, weinte und lachte und wußte nicht, wie mir war. Dein Vater hatte die Decke um die Gattin geschlungen, hatte sie auf den Arm genommen und war mit ihr hinausgegangen. Als ich aufwachte, neigte sich die Sonne schon zum Untergang. Ich blickte mich um und konnte mich in die Wirklichkeit nicht zurückfinden. Mein Auge fiel auf das Kind, das still neben mir schlief. Da wußte ich auf einmal, was geschehen war. Mit einem Schrei sprang ich auf und stürzte die Treppe hinunter und hinaus zum Loserturm. Ich sah nicht die Menschen, die mir begegneten und mir wohl halb neugierig, halb mitleidig nachsahen. Ich sah nicht die Menschen, die festlich gekleidete Menge, die vor dem Turm stand, und hörte nicht ihr Getuschel und Gemurmel. Ich jagte die Treppe hinauf und sah, sah, was ich dumpf geahnt hatte: Auf dem Lager ruhten die beiden, Dein Vater und Deine Mutter, eng umschlungen, Körper an Körper, Hand in Hand... tot. Die scheidende Sonne war ihre letzten Strahlen auf das im Tode noch schöne Paar. Es war ein tiefes Schweigen im Raum. Nur die Wellen schlugen dumpf ans Gestein, nur das Murmeln der Menge unten klang gedämpft herauf. Da rief eine Stimme: „Die Pest“ und eine andere: „Gott sei Ihnen gnädig und gebe Ihnen seinen Frieden!“ Ja, ich sah die Pest hatte beide gezeichnet. Es fiel mir wie Schuppen von den Augen. Die Rätsel der Nacht wurden mir klar.

Das Brauchtum der *Klöpflsnächte* wird u. a. Traditionen auch auf die Pestzeit zurückgeführt.

St. Peter: Wandmalerei St. Christophorus

im Stadtteil Aeschach: Rainhaus

zum Rainhaus stand in der Lindauer Zeitung am 21. November:

Das Rainhaus, jener imposante alte Bau in der Nähe der Hundweilerstraße verdankt seine Entstehung jener fürchterlichen Zeit, in der das Gespenst der Pest mordend durch die Inselstadt Lindau ging. Um das Jahr 1520 grassierte die Seuche und besonders stark wütete sie 1524, so daß, wie die Stadtgeschichte berichtet, die Straßen verödeten und auf dem Metzger Platz Gras wuchs. Im Jahr 1541 starben 500 Menschen ohne die Kinder und war die Stadt ziemlich leer. 1560 flaute die Epidemie ab. 1585 starb es wieder. Die Chronik meldet, daß die Stadt damals für Gesunde, deren Wohnung infiziert waren in Aeschach das Rainhaus baute, war ein gut Werk, schrieb der Chronist. Die schrecklichste Epidemie aber war für die ganze Gegend diejenige von 1635. Ihr fiel auch der aus einer alten Wundarztfamilie stammende Lindauer Heinrich Oberreit zum Opfer, der sich als Brechenarzt zu den Pestkranken begab und selbst angesteckt wurde.

Giebelbachkapelle, ehemalige Pestkapelle, jetzt umgebaut und privat genutzt: Wohl in der 1. H. des 17. Jh. erbaut. Über dem Eingang Rollwerkkartusche. Da Lindau im 17. Jh. noch eine rein protestantische Stadt war (abgesehen vom Stift), ist kaum anzunehmen, daß die Kapelle auch zum Beinhaus bestimmt war.

Zur Kapelle stand in der Lindauer Zeitung am 17. Februar 1972:

Wohl in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts wurde das Kirchlein von *Lindowiens* gläubigen Christenmenschen in schlimmen Zeiten als Pestkapelle am Rande der Giebelbachsümpfe errichtet. Auf rechteckigem Grundriß erhebt sich der Bau. An den tonnengewölbten Altarraum zwischen verstärkten Außenwänden schließt sich zur Nordseite der runde dreigeschossige Turm mit seinen seltenen Reiterziegeln an. Doch die Kalamitäten der Pestilenz gerieten in Vergessenheit und mit ihnen die Kapelle und ihre Bestimmung. Als 1948 auf dem bis dahin landwirtschaftlich benutzten Grundstück des Sprengelinschen Anwesens, auf dem die Kapelle stand, in der Nachkriegszeit fleißig *Häuslebauer* die Giebelbachsiedlung erstehen ließen, war das einsame Gotteshaus schon längst profaniert

Auf unserer Insel Lindau gab es eine ganze Anzahl von Friedhöfen, die heute meist nicht mehr bekannt sind. So lag an der Stelle des Oberen Schrankenplatzes der Friedhof der ursprünglichen Pfarrkirche von Lindau, St. Peter. Als um das Jahr 1180 die neue Pfarrkirche St. Stephan gebaut wurde, war St. Peter schon längst zu klein geworden. Der Friedhof wurde von dieser Zeit an aufgelassen. Als dann um etwa 1200 die wachsende Bevölkerung sich ostwärts allmählich über die ganze Insel ausdehnte, trat dieser Friedhof zwischen den beiden Kirchen an die Stelle des alten von St. Peter. Im Jahre 1264 wird von einer Erweiterung des Kirchhofs berichtet. Um das Jahr 1224 ließen sich in Lindau die „Minderen Brüder“, die Franziskaner, nieder. Der eigene Friedhof dieser Mönche war von ihrem Gotteshaus und den Klostergebäuden umschlossen. Das im Jahre 1510 wieder umgehende „große Sterben“, wie die Lindauer die Pest nannten, gab jedenfalls im Rat den Ausschlag für seinen Beschluß, den überfüllten Friedhof von St. Stephan auch aus sanitären Bedenken aufzulassen und droben in Aeschach einen neuen Gottesacker anzulegen. Das geschah dann vom Jahr 1520 an. Um 1529 wurde der alte Friedhof nach und nach mitsamt dem Beinhaus der Michaelskapelle eingeebnet. 1530 ordnete der Rat der inzwischen evangelisch gewordenen Reichsstadt die Auflassung des Friedhofes der Barfüßer. Von der Hand weisen läßt sich auch nicht der Gedanke, daß in Pestjahren z. B. 1634 hier Pestleichen ohne besondere Formlichkeiten in eine Grube geworfen wurden. Um 1510 war in Lindau ein „großes Sterben“, so daß der Friedhof zwischen den beiden Kirchen nicht mehr ausreichte. Daher wurde ein Platz „auf der Aeschacher Höhe“ gekauft und der neue Friedhof dort eingerichtet. 1529 wurde der Friedhof bei St. Stephan ganz aufgelassen und 1530 der Friedhof bei den Barfüßern aufgegeben. Die Toten wurden von der Insel über die Seebrücke, von dort nach links dem kleinen See entlang und bei einem Brunnen rechts die sog. Totengasse hinauf zum Friedhof getragen, wobei die Glocke der Kröl-Kapelle läutete. Im Jahre 1515 in der Südwestecke des alten Aeschacher Friedhofs auf Kosten der Stadt Lindau eine Kapelle errichtet, die mit einer Pfründestiftung der Familie Kröl versehen war. Daher trägt sie den Namen Kröl – Kapelle. Das Rainhaus. 1568 soll die Pest um den Bodensee und besonders in Lindau gewütet haben. Deshalb ließ der Rat der Stadt Lindau ein Haus für Genesende und Gesunde, deren Wohnungen infiziert waren, 1585 an der Kälberweide in Aeschach bauen. Es wurde ein stattlicher Renaissancebau, der heute noch steht, von dem Baumeister Hans Furtenbach erstellt. Das verputzte Steinhaus ist zwei Geschosse hoch und hat auf jeder Längsseite ein Zwerchhaus. Die beiden Renaissancetreppengiebel tragen je eine Wetterfahne. An den Hausecken schmücken Zangenquader aus Sandstein die Mauern. Die Fenster tragen Sandsteingewände mit Gesimsen. Seinem ersten Zweck entsprechend, nämlich „rein“ gewordene Genesende aufzunehmen, sollte das Rainhaus eigentlich mit „ei“ geschrieben werden, was bis zu Beginn unseres Jahrhunderts auch der Fall war.

Foto Christophorus aus St. Peter

Foto Rainhaus (Pesthaus) in der Rainhausgasse (2x)

Foto Giebelbachkapelle (Pestkapelle)

Dobras, Werner: Zwei alte Pläne aus dem 17. Jahrhundert widerspiegeln das Wachsen des Gottesackers. Aeschacher Friedhof 300 Jahre fast unverändert, in: Lindauer Zeitung 29. 10. 1977
ders.: Die Ehegräben haben nichts mit Ehe zu tun. Heute fast romantisch - früher anrühlich, in: Lindauer Zeitung v. 9. April 1980
Greiff: Über die jüngst entdeckten mittelalterlichen Fresken in St. Peter, in: Jahresbericht des historischen Kreisvereins im Regierungsbezirk von Schwaben und Neuburg 1849, S. 3-9, dazu auch: Literar. Beilage zur Augsburger Postzeitung 1855 Nr. 200, 209 u. 210
Gruber, Anton: Der Landkreis Lindau, Kempten 1956
Grünbauer, K.: Über die Pest um Lindau, in: Bodenseeheimatschau 11, 1931, S. 91/92
Haffner: Die Matrikel der Stephanskirche als Spiegel der Geschichte, in: Bodenseeheimatschau 75, 1928, S. 29-34
Kick, Ute: Wallfahrtsstätten im Landkreis Lindau, in: Jahrbuch des Landkreises Lindau 1986, S. 63ff
Michler, Jürgen: Hochgotische Fassadenmalereien am Bodensee, in: Jahrbuch der Staatlichen Kunstsammlungen in Baden-Württemberg 22, 1985, S. 13
Riedl, Eduard: Auch auf der hinteren Insel wurde bestattet. In Lindau gab es früher mindestens 5 Friedhöfe, in: Lindauer Zeitung 29. 10. 1977
Rieger, Isolde, Mayer, Toni, Lieb, Norbert: St. Peter in Lindau. Wandmalereien von Hans Holbein d. Ä., München-Zürich 1969
Schnell, Hugo: Der Landkreis Lindau, München 1971
Sporkan-Krempel, Lore: Papiermühlen und Papiermacher in Lindau und Oberschwaben, in: Neujahrsblatt 14 des Museumsvereins Lindau 1957, S. 26
Spuler, Chr. u. Dobras, Wolfgang: Lindauer Kunst- und Architekturführer, Konstanz 1977
Wolf, Thomas: Reichsstädte in Kriegszeiten. Untersuchungen zur Verfassungs-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte von Isny, Lindau, Memmingen und Ravensburg im 17. Jahrhundert, Memmingen 1991
Wolfart, K. (Hrsg.): Geschichte der Stadt Lindau, 2 Bde, Lindau 1909
ders.: Pestärzte in Lindau, in: Bodenseebuch 1947, S. 56-59

Lindenberg-Litzis

Sebastiankapelle, Ende 19. Jahrhundert gebaut mit Figur des Heiligen aus der Erbauungszeit.
Hier erzählt Ludwig Schöllhorn die Geschichte der Feldkapelle St. Sebastian. 1872 wurde sie von 18 Anliegern in Litzis erbaut. Am 3. Juni 1873 wurde die Glocke von Pfarrer Schweinberger gestiftet. Im zweiten Weltkrieg wurde die Glocke abgeholt und eingeschmolzen.

Foto Sebastianfigur

Wasserburg-Reutenen

St. Jakobs-Kapelle, auch Pestkapelle genannt, erbaut 1643, renoviert 1950
Rechteckiger kleiner Bau an der Dorfstraße mit leicht eingezogenem, halbrundem Schluß. Flache Holzkappe als Decke mit Halbkuppel über dem Schluß. Im Westen korbogige Tür, außen mit Inschrift: 16 RETTE DEINE SEELE 43. Je segmentbogige Fenster nach Süden und Norden. Satteldach aus Biberschwänzen mit Kreuz.
Altärchen: Aufbau aus dem 18. Jahrhundert mit erneuerter Fassung. In korbogiger Nische zwischen zwei gedrehten Säulchen die unterlebensgroße Holzfigur des nur mit Lententuch bekleideten Christus an der Geißelsäule, bäuerliches Barock. Seitlich in grottenartigen Nischen die etwas kleineren Holzfiguren einer trauernden maria und eines hl. Gallus (?), Anfang des 18. Jahrhunderts. Um die Christusfigur sind zahlreiche Votivgaben für die Heilung von Rheuma aus Wachs, Draht, in Malerei und Stickerei gruppiert. vor dem Altar kleiner, mit Eisenbändern beschlagener Opferstock.
Gitter: Vor der Altarnische schmiedeeisernes Gitter aus der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts; in der Mitte an der Tür Rautenmusterung, seitlich quadratische Felder mit Rosetten; als oberer Abschluß Eisenkreuz mit arma Christi zwischen Spiralbändern.

Foto der Kapelle

Beschreibung der Kapelle, Hochvogel 7, 1930, S. 181

Opfenbach-Ruhlands

Sebastiankapelle: Altar mit Abbildung des Martyriums des hl. Sebastian, bäuerliche Arbeit aus dem 19. Jh. 1635 erbaut. Vermutlich ist die Kapelle, da sie dem hl. Sebastian geweiht ist, in den Pestjahren des 30j. Krieges als Pestkapelle der Gemeinde Opfenbach und der Grund daneben als Pestfriedhof verwendet worden.
... daß beim Hausbau Kirschmer, Knochen und ein silbernes Kreuz (Doppelkreuz, vermutlich russisch-orthodoxer Priester) gefunden wurden. Das Kreuz wird von Herrn Kirschmer aufbewahrt. Demnach könnte ein hoher Geistlicher beim Durchzug an der Pest erkrankt und hier auf dem Pestfriedhof beerdigt sein.
Altarbild - Bauernmalerei 19. Jh.

Die Kapelle. „Seit unfürdenklichen Zeiten Eigentum der Ortsgemeinde Ruhlands.“ Vermutlich ist sie die Opfenbacher Pestkapelle vom Pestjahr 1635. In dieser Kapelle (sie wurde 1819 neu gebaut) ist eine Madonna (spätgotisch) um etwa 1460 – 1480 geschnitzt von Meister Johannes Ruland. Die Kirche und den Pfarrhof brannten ihm die Schweden im Jahre 1632 nieder und vier Jahre später wurde beides wieder aufgebaut, die Kirche anscheinend infolge der damaligen Notzeiten zu klein, weil 1774 wegen der Einwohnerzahl eine größere gebaut werden mußte. Das Jahr 1635, als Kirche und Pfarrhof in Schutt lagen, war zudem noch ein Schreckensjahr, weil die Pest wütete. Im Allgäu sind in diesem Jahr viele Dörfer fast ganz ausgestorben und da Opfenbach an der großen Durchgangsstraße lag, wird die Seuche sicher auch eingeschleppt worden sein. Die meisten Pestkapellen der Umgebung gehen auf dieses Jahr zurück und wir müssen fast annehmen, obwohl keine Aufzeichnungen vorliegen, daß die Kapelle in Ruhlands unsere Pestkapelle war und hier damals die Pesttoten beerdigt wurden. Einen kleinen Beweis sehe ich darin, weil in der Kapelle ein Bild des Heiligen Sebastian ist.

Foto Altar

Kleiner, Eugen: Aus der Geschichte der Gemeinde Opfenbach, Opfenbach 1979

Aus der Geschichte der Gemeinde Opfenbach. Nach Aufzeichnungen von Eugen Kleiner. Hrsg. von Günter Huber, Opfenbach 1982

Opfenbach im Allgäu, in: Westallgäuer Heimatblätter 7, 1938, Nr. 3, 5/6, 7 u. 12

Hergensweiler-Unternützenbrugg

Marienkapelle, angeblich im Dreißigjährigen Krieg als Pestkapelle erbaut, jetziger Bau wohl eine Erneuerung des 19. Jh., außen im Giebel über der Tür Kruzifix aus dem 17. Jh.

Marienkapelle in Unternützenbrugg.

Diese kleine Kostbarkeit liegt unmittelbar an der Hauptstraße. Von einem liebevoll angelegten Steingarten wird sie umrahmt. Den Schlüssel gibt's bei Familie Bingger, gleich im dahinterliegenden Hof. Die Kapelle wurde ursprünglich im 30jährigen Krieg als Pestkapelle erbaut. Der jetzige Bau ist allerdings eine Erneuerung aus dem 19. Jahrhundert, heißt es in der Chronik. Die einstige thronende Muttergottes – eine Holzschnitzerei um 1420 – wurde durch eine einfachere ersetzt. Die ursprüngliche Figur ist jetzt im Heimatmuseum in Hergensweiler zu sehen.

Foto Kapelle

Lindau-Unterreitnau

Im Jahre 1515 entvölkerte die Pest die Pfarrei Unterreitnau, was sich dann in den Jahren 1564, 1611 und 1635 wiederholte.

Im Jahre 1615 wird erstmals die Schule in Oberreitnau schriftlich erwähnt. Damals richtete ein gewisser Jörg Reischmann an die Lindauer Äbtissin ein Bestallungsgesuch für diese Schule ein. Mit seiner Frau und seinen vier Kindern soll der Lehrer dann kurz nach 1640 der Pest erlegen sein.

Grünbauer:

Die Pest herrschte dahier in der ganzen Gegend 1635/36. Die schreckliche Krankheit raffte viele Opfer hin und die Gemeinde wurde stark entvölkert. Der damalige Lehrer Georg Reischmann mit Frau und vier Kindern wurden an einem Tag dahingerafft. Die Leute fürchteten sich sehr vor dieser Gottesstrafe und allgemein nannte man diese Krankheit den „schwarzen Tod“, der fast die ganze Ortschaft aussterben ließ. 341 Tote waren zu beklagen. Der Gottesacker in Unterreitnau ist noch in bleibender Erinnerung an dieses allgemeine Sterben. Die Pestkapellen der einzelnen Orte sind Zeichen der Erinnerung. Auch das Spiel der Kinder: „Fürchtet ihr den schwarzen Mann?“ ist ein Überbleibsel aus der grausigen Zeit. An eine Pestzeit erinnert auch der Zuruf: „Helf Dir Gott!“ Es herrschte nämlich einmal eine Krankheit, die mit Niesen begann und sofort den Tod des Befallenen herbeiführte. Damals bürgerte sich der fromme Wunsch ein, Gott möge dem Kranken noch helfen, denn eine irdische Hilfe und Tröstung gab es nicht mehr. Dieser Brauch ist ein Rest aus der Pestzeit. Damals glaubte man, man könne durch Pflanzenaufgüsse, also durch Tee, die Krankheit heilen, ja sogar abhalten. Später meinte man, man brauche die Pflanze nur bei sich tragen und sie wirke durch ihre Kraft. Man trägt die wohlriechenden Blüten im Knopfloch. Man kennt leider die Bedeutung dieses Brauchs nicht mehr, sondern meint, daß Blumen lediglich ein Mittel zur Zierde seien. (Nach einer Chronik von Oberreitnau, Handschrift des Lehrers X. Finkenzeller.)

Als die Pest 1635 im ganzen Kreisgebiet wütete, konnten nicht mehr genug Einzelgräber zur Verfügung gestellt werden. Da überließ ein Edler von Schindelin eine Begräbnisstätte am Weg nach Rickatshofen, wo die von der Pest Hingerafftten haufenweise in die Erde gelegt wurden.

Bei Trösteinsamkeit, an der Straße nach Bechtersweiler, ist eine Friedhofsanlage, die in den Jahren 1632-34 als Pestfriedhof angelegt wurde. Vor einigen Jahrzehnten waren noch die Namen auf den Grabsteinen zu lesen. 1835 vergrößert und ummauert.

Auch nach der Pestzeit blieb der Friedhof eine Ruhestätte Friedloser („Heimat der Heimatlosen“).

An einem schmalen Sträßlein zwischen Rickatshofen und Bechtersweiler, umgeben von einer grau – verwitterten alten Mauer, liegt der Unterreitnauer Pestfriedhof. Ausgerechnet ein Ort, den die Kriegsfurie nicht erreichte, wurde fast völlig verödet. Nur einige wenige Bürger überlebten die Pestilenz, gegen die es in jener Zeit noch kein Mittel gab. Ein 19,35 x 18,60 Meter großes Geviert zu Füßen eines sanften Hügels wurde ihnen zum Massengrab. In keinen Aufzeichnungen tauchen ihre Namen auf, nirgendwo ist die Zahl derer genau festgehalten. Und ebenso wird es für immer ein Geheimnis bleiben, wie und durch wen die Menschheitsgeißel Pest nach Unterreitnau geschleppt wurde. Gestiftet wurde das Gelände für den Pestacker zu Unterreitnau von Johann Philipp von Schindelin (1606 – 1681), dem damaligen Schloßherrn und Angehörigen eines edlen Geschlechts, dem in der langen Geschichte Unterreitnaus besondere Bedeutung zukommt. Im Pfarrarchiv wird ein kurioses Schreiben aufbewahrt, das der Herr von Schindelin alluntertänigst an den damaligen Fürstbischof von Konstanz gerichtet hat, zu dessen Kirchensprengel damals Unterreitnau gehörte. In diesem Schreiben an den „Hochwürdigsten gnedigsten fürst und herrn“ wird zwar nur der Wunsch geäußert, den Holzzaun um den Friedhof durch eine sichere Mauer zu ersetzen und Beschwerde über den Abt von Isny geführt, der nicht bereit war, Geld für die Friedhofmauer herauszurücken, doch ist trotz aller Weitschweifigkeit und einem und einem fast nicht mehr zu überbietenden Schwulst etwas von der Dramatik des schlimmen Pestjahres in Unterreitnau herauszulesen. Da wird davon berichtet, daß die „laidige sucht dieser ohrten starkh regirt und in unser pfarrei sovil menschen weckh gerissen hat“, daß sie auf dem Friedhof neben der Kirche nicht mehr beigesetzt werden konnten. „Ihro hochfürstl. gnaden“ wird mitgeteilt, daß ungefähr „150 persohnen aldorten zur erden bestattet“ wurden. Zweihundert Jahre, nachdem „die laidige Sucht“ ihre Opfer gefordert hatte, im Jahre 1833, zog man um das etwas vergrößerte Areal eine Mauer, die heute noch den Frieden dieses Gottesackers umschließt. Die alten Gräber wurden eingeebnet. Aus der Westwand tritt, auch er von Birken umsäumt, ein kapellenartiger Bau hervor. Steinpfeiler mit Ornamentschmuck tragen eine überwölbte Mauernische, an deren bemalter Rückwand ein Kreuz hängt. Zwei Holzsäulen stützen das Giebeldach über dem Nischenvorbau. Die auffallend große Christusfigur ist zweifellos ein Meisterstück bodenständiger Holzschnitzkunst. Aus dem Berg und der in Blaugrau angedeuteten Stadt wächst der gelbbraun melierte Kreuzstamm hervor. Er trägt den fahlgelben Christuskörper mit dem seitlich geneigten, dornengekrönten Haupt, dessen schmales Gesicht lockiges Haar umrahmt. Das Auge schaut aus einem Spalt zwischen den müden Lidern hervor; es ist gebrochen. Um den Körper schmiegt sich ein blaues, goldgesäumtes Tuch, seitlich geknotet umweht es locker die Lenden. Brustkorb, Arme und Beine zeigen die zerrigen Linien schweren Todeskampfes. An der linken Seitenwand zwei Tafeln mit altertümlicher Schrift. Mit einem Schlag ist alles geklärt; wir stehen auf einem Pestfriedhof aus dem 30jährigen Krieg: „Wanderer, stehe still und lies! Im Jahre 1635 herrschte in der Pfarrei Unterreitnau die Pest derart, daß die Leichen haufenweise beerdigt werden mußten, worüber allgemeines Grausen und Ekel entstand. Da (auf dem eigentlichen Kirchhof) kein Grab mehr geöffnet werden konnte wurde dieser Friedhof eröffnet, zu welchem Herr von Schindelin den Platz hergab. Auf ihm hat seitdem eine Reihe von armen Leuten, Vaganten und Soldaten die ewige Ruhe gefunden“. Die andere Tafel überliefert 42 Namen, und an erster Stelle stehen verzeichnet „zahlreiche Opfer der im Jahre 1635 wütenden Pest“. Deren Namen und Zahl läßt sich nicht mehr feststellen. Zu der Stimmund des Ortes trägt auch das Kapellchen bei. Sein Kruzifix wird flankiert von einem zweiflügeligen 1946 neugeschaffenen Altarbild. Die symbolischen Gestalten darauf sind von Text und Noten einer mittelalterlichen Volksweise vom Schnitter Tod umgeben. Wir verdanken sie einem unbekannten Regensburger Tonsetzer. Datiert ist sie auf 1637, entstand also zur selben Zeit wie der Friedhof und aus gleicher Ursache: um 1635 erreichte die Pest wieder einmal einen Höhepunkt im südlichen Deutschland, besonders hier im Seegebiet.

An einem schmalen Sträßlein zwischen Rickatshofen und Bechtersweiler, liegt der Unterreitnauer Pestfriedhof. Ausgerechnet ein Ort, den die Kriegsfurie nicht erreichte, wurde fast völlig verödet. Nur einige wenige Bürger überlebten die Pestilenz, gegen die es in jener Zeit noch kein Mittel gab. Ein 19,35 x 18,60 Meter großes Geviert zu Füßen eines sanften Hügels wurde ihnen zum Massengrab. In keinen Aufzeichnungen tauchen ihre Namen auf, nirgendwo ist die Zahl derer genau festgehalten. Und ebenso wird es für immer ein Geheimnis bleiben, wie und durch wen die Menschheitsgeißel Pest nach Unterreitnau geschleppt wurde. Gestiftet wurde das Gelände für den Pestacker zu Unterreitnau von Johann Philipp von Schindelin (1606 – 1681), dem damaligen Schloßherrn und Angehörigen eines edlen Geschlechts, dem in der langen Geschichte Unterreitnaus besondere Bedeutung zukommt. Im Pfarrarchiv wird ein kurioses Schreiben aufbewahrt, das der Herr von Schindelin alluntertänigst an den damaligen Fürstbischof von Konstanz gerichtet hat, zu dessen Kirchensprengel damals Unterreitnau gehörte. In diesem Schreiben an den „Hochwürdigsten gnedigsten fürst und herrn“ wird zwar nur der Wunsch geäußert, den Holzzaun um den Friedhof durch eine sichere Mauer zu ersetzen und Beschwerde über den Abt von Isny geführt, der nicht bereit war, Geld für die Friedhofmauer herauszurücken, doch ist trotz aller Weitschweifigkeit und einem fast nicht mehr zu überbietenden Schwulst etwas von der Dramatik des schlimmen Pestjahres in Unterreitnau herauszulesen. Da wird davon berichtet, daß die „laidige sucht dieser ohrten starkh regirt und in unser pfarrei sovil menschen weckh gerissen hat“, daß sie auf dem Friedhof neben der Kirche nicht mehr beigesetzt werden konnten. „Ihro hochfürstl. gnaden“ wird mitgeteilt, daß ungefähr „150 persohnen aldorten zur erden bestattet“ wurden. Zweihundert Jahre, nachdem „die laidige Sucht“ ihre Opfer gefordert hatte, im Jahre 1833, zog man um das etwas vergrößerte Areal eine

Mauer, die heute noch den Frieden dieses Gottesackers umschließt. Die alten Gräber wurden eingeebnet. Aus der Westwand tritt, auch er von Birken umsäumt, ein kapellenartiger Bau hervor. Steinpfeiler mit Ornamentschmuck tragen eine überwölbte Mauernische, an deren bemalter Rückwand ein Kreuz hängt. Zwei Holzsäulen stützen das Giebeldach über dem Nischenvorbau. Die auffallend große Christusfigur ist zweifellos ein Meisterstück bodenständiger Holzschnitzkunst. Aus dem Berg und der in Blaugrau angedeuteten Stadt wächst der gelbbraun melierte Kreuzstamm hervor. Er trägt den fahlgelben Christuskörper mit dem seitlich geneigten, dornengekrönten Haupt, dessen schmales Gesicht lockiges Haar umrahmt. Das Auge schaut aus einem Spalt zwischen den müden Lidern hervor; es ist gebrochen. Um den Körper schmiegt sich ein blaues, goldgesäumtes Tuch, seitlich geknotet umweht es locker die Lenden. Brustkorb, Arme und Beine zeigen die zerrigen Linien schweren Todeskampfes. An der linken Seitenwand zwei Tafeln mit altertümlicher Schrift. Mit einem Schlag ist alles geklärt; wir stehen auf einem Pestfriedhof aus dem 30jährigen Krieg: „Wanderer, stehe still und lies! Im Jahre 1635 herrschte in der Pfarrei Unterreitnau die Pest derart, daß die Leichen haufenweise beerdigt werden mußten, worüber allgemeines Grausen und Ekel entstand. da (auf dem eigentlichen Kirchhof) kein Grab mehr geöffnet werden konnte, wurde dieser Friedhof eröffnet, zu welchem Herr von Schindelin den Platz hergab. Auf ihm hat seitdem eine Reihe von armen Leuten, Vaganten und Soldaten die ewige Ruhe gefunden. Die andere Tafel überliefert 42 Namen, und an erster Stelle stehen verzeichnet „zahlreiche Opfer der im Jahre 1635 wütenden Pest“. Deren Namen und Zahl läßt sich nicht mehr feststellen. Zu der Stimmung des Ortes trägt auch das Kapellchen bei. Sein Kruzifix wird flankiert von einem zweiflügeligen 1946 neugeschaffenen Altarbild. Die symbolischen Gestalten darauf sind von Text und Noten einer mittelalterlichen Volksweise vom Schnitter Tod umgeben. Wir verdanken sie einem unbekannten Regensburger Tonsetzer. Datiert ist sie auf 1637, entstand also zur selben Zeit wie der Friedhof und aus gleicher Ursache: um 1635 erreichte die Pest wieder einmal einen Höhepunkt im südlichen Deutschland, besonders hier im Seegebiet.

Der neben dem Friedhof im Haus Trösteinsamkeit wohnende Dichter Günther Herzfeld-Wüsthoff ließ sich in jüngerer Vergangenheit hier begraben. Das Wandgemälde der Tochter des Dichters in der offenen Kapelle wurde vom Ortspfarrer Anfang der 80er Jahre des 20. Jahrhunderts übermalt. Das Totengerippe als Sensenmann dargestellt, der Engel u. a. wurde als unpassend empfunden.

In der Kirche St. Urban und Sylvester ein Sebastiansaltar mit dessen Martyrium.

2 Fotos des Friedhofs

Dobras, Werner: Beitrag zur Reitnauer Orts- und Pfarrgeschichte, in: Allgäuer Geschichtsfreund 76, 1976, S. 61-79

ders.: Die Pfarr- und Wallfahrtskirche Unterreitnau, Bergatreute 1991

Wohleb, Josef Ludolf: Der Pestfriedhof bei Unterreitnau über Wasserburg - ein Erinnerungsmal an das Pestjahr 1635 am Bodensee, in: Bodenseebuch 1937, S. 53-55

Wasserburg

In die Anfangszeit der Regierung der Fugger fallen die Pestjahre. Wie hoch die Totenziffer von 1628-1635 über die gewöhnlichen Jahre im Wasserburgischen hinausgingen, zeigen Übersichten über das herrschaftliche Einkommen. Starb nämlich auf einem Gut der Mann oder die Frau, so mußte der Herrschaft eine Abgabe entrichtet werden, z. B. die beste oder zweitbeste Kuh. Die Abgabe wurde in Geld umgerechnet. In Normaljahren bezog die Schloßverwaltung aus Todesfällen 40-60 Gulden. Der Posten für 1629 beträgt 936 Gulden. 1635 sollen in der Pfarrei von 1500 Seelen fast 700 an der Pest gestorben sein. Das Dorf Hattnau starb bis auf eine alte Frau aus. Die Herrschaft bezog in diesem Jahr 1400 Gulden für Todesfälle. Alle Todesopfer der Seuche wurden im Kirchhöfle zu Hege begraben; nach den Beobachtungen des heutigen Totengräbers des öfteren in Reihen zu sechs neben und quer fünf übereinander.

1635/36 raffte die Pest in der Pfarrei 615 Personen dahin, deren Namen zum großen Teil bekannt sind. Sie wurden auf dem 1575 eröffneten Kirchhöfle bei Hege begraben.

Klag über Klag

77 in einem Grab!

So stand es auf dem Gedenkstein in dem Kirchhöfle bei Wasserburg/Hege, der die Erinnerung wachhalten sollte an die 1635/36 in der Pfarrei und Fuggerschen Herrschaft Wasserburg 615 an der Pest gestorbenen Personen. Der Gedenkstein ist in die Nordwand der Friedhofsmauer eingelassen; in der oberen Hälfte ist das Kruzifix gut erhalten.

Drei Pestfriedhöfe in der näheren Umgebung erinnern heute noch an jenes furchtbare *Sterbet* infolge der *laydigen Pest*, wie es in einer Pfarrmatrikel heißt: nämlich das *Friedhöfle* oder *Kirchhöfle* an der Landstraße bei Wasserburg-Hege, bei Rickatshofen und bei Hergensweiler.

Das Kirchhöfle wurde 1575 angelegt und 1583 die jetzt noch stehende Kreuzkapelle darin erbaut; scheäg gegenüber an der Landstraße stand das Hochgericht der Herrschaft Wasserburg, daher heute noch der Gewann-Name Gerichtsacker. In diesem Kirchhöfle wurden 615 Pestopfer der Pfarrei und Herrschaft Wasserburg beerdigt.

Im Fugger-Archiv in Augsburg befindet sich ein Verzeichnis der Wasserburgischen Inwohner und Untertanen, welche 1635/36 am *Sterbet* gestorben. Am Schluß dieses Verzeichnisses findet sich folgende

Zusammenstellung:

I Mann und Weib, Wittwer und Wittwen, ältere Söhne und Töchter, so sich nicht mehr verheiratet haben	265 Pers.
II Dann sind Söhne und Töchter, erwachsene Kinder gestorben	286 "
III Fremde, meistens Bettler	64 "
innsgesamt:	615 "

Aus der ersten Gruppe sind 256 Personen einzeln aufgeführt. Da viele Nachkommen dieser Gestorbenen heute noch in den einzelnen Orten der Pfarrei und ehemaligen Herrschaft Wasserburg leben, sollen einige Beispiele von Familiennamen im Auszug folgen: Nonnenhorn - der Wirt Mayer, Forster, Frühe, Hornstein, Wezler u. a.; Hege - Gierer, Hener u. a.; Hattnau - Hotz, Mayer, Schäfler; Selmnau - Rueff, Mayer (Die Volksmäre von dem allein am Leben gebliebenen Weiblein stimmt nicht.) usw.

615 sollen es gemäß den Aufzeichnungen des Wasserburger Ortschronisten Dietfried Kraus alleine im Jahr 1635 gewesen sein. Entvölkert. So das Dörflein Hattnau, das einst zur Gemeinde Hege gehörte. Nur eine betagte Bäuerin soll in jenem grausamen Jahr 1635 verschont geblieben sein. Ihr Stoßseufzer „Etz hot'ses aber!“ angesichts des unaufhörlichen Sterbens ist in der Ortschronik vermerkt. Inmitten des Wasserburger Nordfriedhofs, der im Volksmund „das Kirchhöfle“ genannt wird und aus dem Jahre 1575 stammt, steht die 1583 errichtete Heilig-Geist-Kapelle mit einer Glocke, die 1586 gegossen wurde. 1963. Unbekannte Diebe entwendeten die beiden Figuren der Heiligen Maria und Rochus, die zusammen mit einem Kreuz eine Kreuzigungsgruppe über dem Kapellenportal bildeten. Nur das Kreuz blieb erhalten, von den Figuren fehlt jegliche Spur. Das „Sterbet“ in der Fugger'schen Herrschaft Wasserburg 1935 / 36. Klag über Klag 77 in einem Grab! So stand es auf dem Gedenkstein in dem Kirchhöfle bei Wasserburg- Hege, der die Erinnerung wachhalten sollte an die 1635/36 in der Pfarrei und Fugger'schen Herrschaft Wasserburg 615 an der Pest gestorbenen Personen. Der Gedenkstein, leider stark verwittert, ist in die Nordwand der Friedhofsmauer eingelassen; in der oberen Hälfte ist das Kruzifix noch gut erhalten. Das Kirchhöfle wurde 1575 angelegt und 1583 die jetzt noch stehende Kreuzkapelle darin erbaut; schräg gegenüber an der Landstraße stand das Hochgericht der Herrschaft Wasserburg, daher heute noch der Gewinn – Name: Gerichtsäcker. In diesem Kirchhöfle wurden 615 Pestopfer der Pfarrei und Herrschaft Wasserburg beerdigt. Im Fugger- Archiv in Augsburg befindet sich ein „Verzeichnis der Wasserburgischen Inwohner und Untertanen, welche 1635/36 am „Sterbet“ gestorben“. Am Schluß dieses Verzeichnisses findet sich folgende Zusammenstellung: 1) „Mann und Weib, Wittwer und Wittwen, ältere Söhne und Töchter, so sich nicht mehr verheiratet hatten: 2) Dann sind Söhne und Töchter, erwachsene Kinder gestorben: 3) Fremde, meistens Bettler: Aus der ersten Gruppe sind 256 Personen einzeln aufgeführt. Wasserburg 8 Pers., Wasserburg-Bühel 4, Mitten 4, Nonnenhorn 72, Hege 60, Hattnau 14, Selmnau 2, Hengnau 10, Bruggach 5, Taubenberg 6, Betttau 7, Bodolz 22, Einzisweiler 23, Reutenen 6.

Kirche mit Glocke von 1687 — sie war geziert mit dem Bild des hl. Antonius, des hl. Sebastian und einem dritten Heiligen, mit massigem Körperbau, Vollbart und Kriegsgewand, ohne Waffen. Ein kleiner Engel neben ihm hielt sich mit einer Hand am Knie des Heiligen (diese Schilderung von 1935 zeigt, daß Rochus als weiterer Pestheiliger in dieser Zeit unbekannt war). Diese Glocke zersprang am 9. Februar 1932 und wurde neu gegossen, aber ohne die obigen Verzierungen. Sie hat sich zu einer Michael-Gallus-Glocke gewandelt.

je 1 Foto Sebastian und Rochus aus der Kapelle von Hege

Dillmann, F. J.: Aus der Geschichte Wasserburgs am Bodensee, o.O. o.J.

ders.: Das „Sterbet“ in der Fugger'schen Herrschaft Wasserburg 1635/36, in: Bodenseeheimatschau 16, 1936, Juni, S. 32

Ehrenfels, Axel Dirk: Meine Heimatgemeinde Wasserburg, PH Weingarten 1966

Hege: Hl. Kreuz-Kapelle, in: Hochvogel 7, 1930, S. 181, Beilage zur Allgäuer Zeitung Kempten

Zürn, Ludwig: Die Glocken im Wasserburger Kirchturm, in: Bodenseeheimatschau 15, 1935, S. 51

ders.: Zur Geschichte von Wasserburg am Bodensee, in: Bodenseeheimatschau 74, 1927, S. 98-102

Weissensberg-Wildberg

St. Leonhardskapelle in Wildberg. Das älteste Dokument, das die kleine Feldkapelle bezeugt, ist die als Geschichtsquelle so ergiebige Karte des Stadtmalers Andreas Rauh, der im Jahre 1626 das Territorium der Reichsstadt Lindau kartographierte und hin und wieder wichtige Gebäude porträtierte. Wenig abseits der Reichsstraße, die die Reichsstädte Lindau und Isny verband, zeichnet er oberhalb von Wildberg die St. Leonhardskapelle. Zweite Grundsteinlegung. Die alte, 1626 in Kupfer gestochene Rauh'sche Karte zeigt, an einem Feldweg gelegen, ein kleines Gebäude ohne Turm, ohne Dach, nur eine nach Westen gerichtete Eingangstüre läßt sich erkennen. Eine Ruine? Sie trägt den Namen „St. Leonhart“. Und tatsächlich. Die erste schriftliche Nachricht kommt aus dem Zins- und Schuldregister der St. Markuskirche 1592 ff im Lindauer Hospitalarchiv. „Anno 1635 den ersten October hab ich vnd Hanß Köllr, Forstmeister zu Mollenberg den

ersten Stein gelegt an vnßer St. Linharts Cappel zu Wildberg, so vill Jahr vnd tag öd vnd wüast gewesen vnd widerumb mit Hilff deß Allmechtigen Gottes Renivirt.“ 1669, als Krankheiten Menschen und Tiere hinrafften, erhielt die Kapelle eine Glocke und wurde von Bischof Franz Johann I. von Praßberg von Konstanz geweiht. Pfarrer Funk ließ den Altar neu fassen und ihn, wie er verächtlich sagte, von barocken „Zopfanhängseln“ befreien. Er beauftragte den Maler Hans Weckerle aus Edelstetten, ein neues Altarbild zu malen, einen Heiligen Leonhard, der auf den barocken Seitenflügeln von den Pestheiligen Sebastian und Rochus flankiert wird.

Leonhardskapelle gilt als Pestkapelle mit Flügelaltar, daran Sebastian und Rochus

Im Jahre 1635 als Krieg und Pest diese Gegend heimsuchte, wurde diese Kapelle an der Stelle einer älteren erbaut. Im Jahr 1666 als wieder schwere Seuchen Menschen und Vieh dahinrafften, erhielt sie durch die Gnade des Bischof Franz Johann von Konstanz die kirchliche Weihe das Recht der Feier der heiligen Messe und eine Glocke. Die Kapelle wurde mehrmals erneuert, so auch 1893 sowie 1935 - 1967 - 1972.

2 Foto Sebastian und Rochus am Altar

Auer, Rosmarie: Aus der Geschichte der St. Leonhardskapelle in Wildberg, in: Jahrbuch des Landkreises Lindau 9, 1994, S. 66-70